Potsdam - was tun?

Autor(en): **Ullmann, Gerhard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **78 (1991)**

Heft 11: **Stadt und Gesundheit = Ville et santé = Town and health**

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-59222

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Potsdam – was tun?

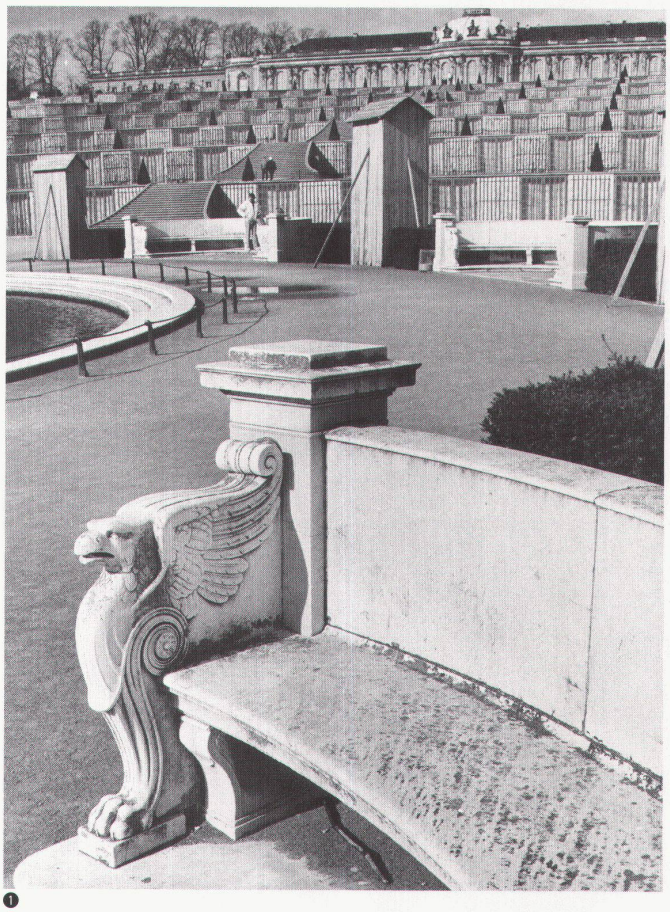
Den Strom der Besucher zieht es nach Sanssouci. Die Stadt ist nur Vorort, nur Durchgangsstation für das Ereignis, das kurz hinter dem schlanken Obelisken beginnt: Eine lange, von hohen Buchen gesäumte Allee, immer wieder unterbrochen von Rondellen, dazwischen schattige Seitenblicke auf streng beschnittene Hecken und liebestolle Marmorfiguren. Nördlich der Hauptallee, auf einem Höhenrücken zurückgezogen, eine Galerie angenehmster Bauten und im Hintergrund noch durch Bäume verdeckt die Kuppel des Neuen Palais. Parklandschaft und Architektur als festliches Ereignis, scheinbar mühelos zu einem Reigen schöner Bilder komponiert, die heiter und genussvoll den Besucher in den Park begleiten.

Sanssouci, Motiv der Sehnsucht nach einem privaten Arkadien, eine bezaubernde Enklave in einer kargen märkischen Landschaft, ein königlicher und bürgerlicher Park, der Anmut und Weite vereint, der verwirklichte Traum von Künstlern und dilettierenden Monarchen, den man zu jeder Jahreszeit neu entdecken kann. Was Sanssouci so sehr von der Stadt Potsdam unterscheidet, ist, dass dort mit dem Sehen die Phantasie sich zu regen beginnt, den malerischen Impressionen tiefenräumliche Blickachsen folgen, so dass aus flüchtigen Eindrücken ein Gefühl für die künstlerisch so verschieden komponierten Bereiche der Parklandschaft entsteht. Bemühen sich einige Kunsthistoriker noch immer, die Baukunst Potsdams in den Rang eines Gesamtkunstwerkes zu heben, so wird durch einen Besuch in Sanssouci dieser Anspruch fast beiläufig erfüllt. Zeigt sich im Potsdamer Stadtbild die handwerkliche Solidität verschiedener Baumeistergenerationen, so ist es im Park die Inspiration von Kavaliersarchitekten, die Räume weitet und durch eine raffinierte und doch einfache Szenographie Architektur und Parklandschaft zum Sprechen bringt. Der Kontrast zur dunklen, verschlossenen Havellandschaft steigert gewiss das Seherlebnis. Die Farbpalette aus Gräsern, Blüten, Sträuchern, Laubbäumen und Architektur ist reicher und differenzierter, Beschwingtheit und Ruhe gehen von den kräftigen Buchen und Eichen aus, weite Ausblicke über Wiesen und Seen im Wechsel mit dichten Baumgruppen steigern das räumliche Erlebnis: Das Auge reagiert empfindlich auf die Intervalle aus Licht, Farbe und Raum, es sind Landschaftsstimmungen, die an die Bilder der Romantiker erinnern.

«Potsdam ist mehr als der Name einer Stadt, mehr auch als das Symbol einer bestimmten Epoche. Der Name steht für ein Wirkungsfeld, das sich ausspannt zwischen den Polen einer beglückenden Landschaft und einem weitgreifenden Gestaltungswillen, zwischen Bürgerfleiss und Despotie, zwischen geistiger Freiheit und äusserster Disziplin.» Friedrich Mielke, einer der besten Potsdam-Kenner, charakterisierte bereits vor 30 Jahren im Vorwort zu einem Bildband, in welchem Spannungsfeld wir uns bewegen. Der Geist von Potsdam ist nicht nur im politischen Bereich virulent. Stärker als bei anderen berühmten Residenzstädten ruft solch eine Charakterisierung Emotionen hervor, und das Bild eines preussischen Miniaturstaates drängt sich auf. Potsdam, als eine Stadt der Baukunst gelobt und als Garnisonstadt häufig gescholten, dieses fast tausendjährige Potsdam, musste das letzte Drittel seiner Geschichte immer wieder Revisionen unterziehen. Ob Bewunderung oder Kritik: Die politische Couleur der Autoren schlägt sich in einem changierenden Bild nieder. Royalistisch, militaristisch, Beamtenstadt oder Kunststadt. Die janusgesichtige Charakterisierung bleibt diesem Zwitter aus Kunst und Ordnung erhalten, denn die Polarität zwischen Kunst und Macht ist durch die wechselvollen Ereignisse leicht zu belegen.

«Ein Elysium auf märkischem Sand, ein Ort, wo Könige sich ihren Neigungen hingeben konnten, wo aus Armut allmählich Anmut erwuchs» (Georg Piltz), diese sichtbare Wandlung vom sandigen Ackerboden zur Kulturlandschaft ist nicht allein das Werk einer Hohenzollerndynastie, sondern auch die schöpferische Leistung weitblickender Baumeister, Gartengestalter und bildender Künstler: Von Knobelsdorff, Gonthard, Büring, Ungers, Schinkel, Persius und Stüler waren als Baumeister ebenso beteiligt wie der in Bonn geborene Gartenarchitekt J. P. Lenné, dem es während seiner 50jährigen Tätigkeit als preussischer Gartenbaudirektor gelang, ein überzeugendes Kulturband zwischen Berlin und Potsdam zu knüpfen. Und wo Sparsamkeit durch leere Staatsschatullen diktiert wird, dort sind nüchterne und handwerklich erfahrene Baumeister gefragt. Dass sich im Laufe von Jahrhunderten, trotz manch eigensinniger Bauherrenentscheidung und trotz hausgemachter Mängel, ein Qualitätsbewusstsein für Mass und Proportion, ein Gespür für Raumfolgen und Bauvolumen entwickeln konnte, ist nicht zuletzt ausländischen Baumeistern und Handwerkern zu verdanken. Als nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes 1685 im gleichen Jahr der Grosse Kurfürst das Edikt von Potsdam proklamierte, verfolgte der Landesherr neben einer humanitären Geste auch pragmatische Ziele. Geschwächt von den Folgen des Dreissjährigen Krieges brauchte die Mark für ihren wirtschaftlichen Aufschwung tüchtige Handwerker und Kaufleute.

Aus Mängeln Fähigkeiten entwickeln: Dieser Einsicht mussten sich auch die Grossen der Baumeisterzunft beugen. Andreas Schlüter, G. von Knobelsdorff oder Friedrich Schinkel, sie hatten nicht nur den Blick für das Mass der Dinge, sondern auch für deren Eleganz. Residenzstädte wie Potsdam lösen sich selten aus dem Schatten der Vergangenheit. Und so bietet ihre dominierende Baukunst in mehrfacher Hinsicht Anlass, das Verhältnis von Zeitgeist und Geschichte, von politischer Macht und künstlerischem



❶ Sanssouci

Geist an den jeweiligen Stadtentwicklungskonzepten zu überprüfen. Am Geist von Potsdam scheiden sich die Geister: Militärtradition und erlesener Kunstgeschmack, Exerzierplatz und glanzvoller Ort für einen philosophischen Diskurs, Garnisonstadt mit grossbürgerlichen Villen in herrlicher Lage. Wer sich mit Potsdams Vergangenheit beschäftigt, beschäftigt sich auch mit der eigenen Geschichte.

Städte mit einer langen militärischen Tradition entwickeln ihre eigene Wirkungsgeschichte. Nationale Embleme und militärische Tradition sind tiefer im Bewusstsein der Bürger verwurzelt, das Strassenleben formalisierter als anderswo. Der flirrende Geist einer über Gott und die Welt disputierenden Tafelrunde, wie sie der Freigeist Friedrich II. praktizierte, blieb den Bürgern Potsdams fremd. Die Militärkaste des späten 19. Jahrhunderts bevorzugte Repräsentation und nationale Themen und pflegte einen anderen Umgangston. Die Beamtenschaft, im Sinne einer staatstragenden Ordnung erzogen, fühlte sich bestenfalls als Verwalter eines monarchischen Erbes und blieb bei kulturpolitischen Entscheidungen oftmals abstinent. Mit der Abdankung Kaiser Wilhelms II. 1918 war der Glanz der Residenzstadt erloschen. Schlösser und Park wechselten den Besitzer, der Hofstaat wich einem Beamtenapparat, Potsdam lieferte der Presse keine militärischen Schaubilder mehr. Die Hohenzollernresidenz wurde ein bevorzugtes Ausflugsziel der Berliner.

Die Reaktivierung Potsdams zur Garnisonstadt begann mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten; Kriegsschulen und Dienststellen wurden nach Potsdam verlegt, und die von Hitler bevorzugte Soldatenstadt erhielt einen General als Oberbürgermeister. Für den vielbeschworenen militärischen Geist von Potsdam stehen zwei Kronzeugen aus der jüngeren Geschichte: Das als Staatsakt hochstilisierte Treffen zwischen Paul v. Hindenburg und Adolf Hitler am 21. März 1933 in der Garnisonkirche an der Gruft Friedrichs II. erwies sich keineswegs als Gespenstergeschichte. Potsdam hatte zu diesem Anlass überwiegend kaisertreu schwarz-weiss-rot geflaggt und damit seine patriotische Gesinnung bekundet. Zwölf Jahre später wurde in Cecilienhof das alte Preussen endgültig liquidiert. Als Symbol eines Militärstaates hatte es ausgedient, die Potsdamer Beschlüsse der «Grossen Drei» bildeten das letzte überregionale Ereignis in der deutschen Geschichte. Die politischen und ökonomischen Probleme, die sich aus der Niederlage Hitlerdeutschlands ergaben, aber auch die territorialen Fragen sollten auf der Potsdamer Konferenz gelöst werden. Doch die Interessengegensätze zwischen den Westalliierten und der Sowjetunion konnte auch das Abschlusscommuniqué nicht überdecken. Die Spaltung Europas in zwei Blöcke war nicht mehr aufzuhalten.

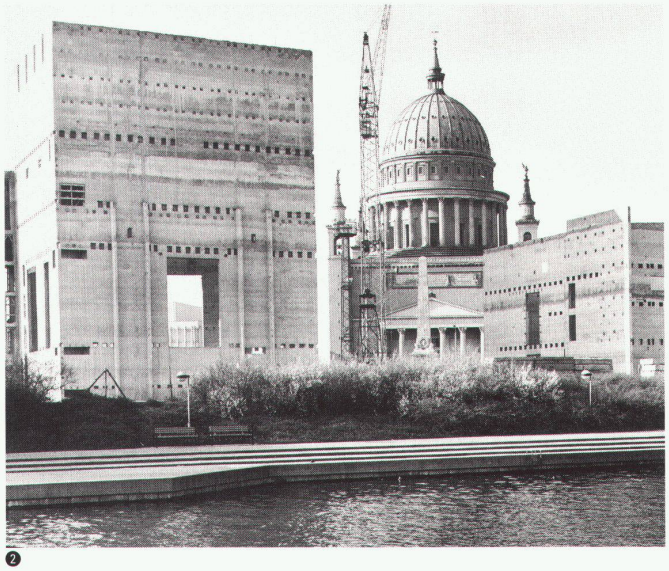
Als am 14. April 1945 ein Bombenhagel einen grossen Teil der Altstadt vernichtete, war bereits eine Vorentscheidung für eine tiefgreifende Veränderung der Potsdamer Innenstadt gefallen. Das Stadtschloss, die Garnisonkirche und die Nikolaikirche waren so schwer beschädigt, dass ein Abbruch unvermeidlich erschien. Die wiederaufgebaute Nikolaikirche, umrahmt von einem Block von Neubauten, bildet heute ein neues Zentrum. Die zentrale Stellung des Schlosskomplexes am Lustgarten ist ausgelöscht, und damit ist das eigentliche Bezugssystem zwischen Stadt und Schloss verlorengegangen. Zwar besitzt die Stadt immer noch ihre langen Blickachsen, doch dem alten Stadtbild mit seinen klassizistischen und barocken Fassaden fehlt die Geschlossenheit. Das Wissen um die räumliche Wirkung eines Ensembles ist nicht im Bewusstsein, so dass die eingefügten Neubauten als Fremdkörper wirken.

Gravierender sind die Schäden im Stadtgrundriss; Ergebnis der ideologischen Vorherrschaft einer allwissenden Partei, die gegenüber dem bürgerlichen Erbe stets befangen blieb und sich mit stadtplanerischen Kraftakten wie Hochhausneubauten am Potsdamer Kiez oder Plattenbauweise zu profilieren suchte. Der Sozialismus räumte mit den feudalen Relikten vollends auf. 1961 wurde das Schloss abgerissen und sieben Jahre später die Garnisonkirche gesprengt, Kanäle wurden zugeschüttet und neue Magistralen angelegt. Die Beamten- und Garnisonstadt verlor nicht nur ihre Physiognomie, auch die stadträumliche Struktur wurde durch leere Plätze aufgerissen, geschlossene Strassenfronten wurden zu grossspurigen Verkehrsschneisen erweitert. Die Aufräumaktion sozialistischer Stadtplaner war so gründlich, das stadträumliche Gespür für das klassizistische Potsdam so ramponiert, dass neben denkmalpflegerischer Einzel- und Ensemblearbeit auch das angeschlagene Verhältnis zur Moderne zur Debatte steht.

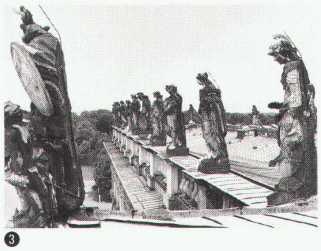
Denkmalpfleger und Baustadtrat stehen heute vor einer schwierigen Entscheidung: Soll man Fehlentscheidungen, wie das anstelle des Stadtschlosses errichtete Interhotel, das heruntergekommene Einkaufszentrum an der Nikolaikirche, hinnehmen, oder muss man wie bei der klobigen Theaterruine den Abriss wagen?

Mag Potsdams Baukunst mit ihren palladianischen Fassaden, mit dem Holländischen Viertel, den etwas steifen, historisierenden Vorortvillen und den ins Barock ausschweifenden Verwaltungsbauten Historiker und Denkmalpfleger noch immer beschäftigen, die tiefenräumige Wirkung und der Zauber liegen in den Parks, in deren Blickachsen sich der Geruch einer Landschaft und das flimmernde Licht der Havelseen vereinigen. Gegenüber dieser weiträumigen und doch empfindsamen Gestaltung eines J. P. Lenné haben die Stadtreparateure es schwer, ein neues Gleichgewicht zwischen Stadterhalt und notwendigen Neubauten zu finden.

Potsdams gegenwärtiges Erscheinungsbild befindet sich in einer Phase des Umbruchs. Die stuckverzierten Fassaden der Bürgerhäuser wirken nach ihrer Restaurierung noch verschlossener als im Stadium des Verfalls, die dahinterliegenden Höfe sind verschachtelt und verbaut und schliessen sich vollends von der Strasse ab. Privates und öffentliches Leben sind streng getrennt. Die Läden, noch nicht zu Luxusburgen des Konsums aufgerissen, sind in ihrer Grösse den niedrigen Häusern angepasst. Ein Gemischtwarenhandel aus Ost- und Westprodukten, frei von jedem Raffinement der Werbung, brav und unerotisch zu Ladenhütern geordnet. Es ist eine biedere Geschäftswelt, die ihren bunten, handwerksmeisterlichen Emblemen vertraut und selbst auf der Konsummagistralen der Wilhelm-Pieck-Strasse am Ritual von Shopping und Kaffeetrinken festhält. Die gähnende Langeweile, die den Potsdamer Besucher Heinrich Heine aus der Stadt zu den kapriziösen Marmorfiguren nach Sanssouci trieb, ist



❷



❸

❷
Theaterrohbau und Nikolaikirche

❸ ❹
Sanssouci und Orangerie

Fotos: G. Ullmann, Berlin

Fragment als Verbrechen?

4

der Stadt bis heute erhalten geblieben, ein urbanes Defizit, das viele, auf Baukunst eingestimmte Historiker nicht bemerken. Doch wie weit baukünstlerischer Anspruch und urbane Lebensformen auseinandergehen, sieht man am baulichen Zustand der Plätze: der schmucklose, von einer ehemaligen Kaserne beherrschte «Platz der Nationen» erhält seine tragende Funktion als Parkplatz, und der als Rechteck gefasste «Platz der Einheit» beeindruckt als schlichte Grünfläche. Der an das Holländische Viertel angrenzende «Bassinplatz» mit der herausragenden Kirche Peter und Paul bewirkt durch seine wilden und expressiven, in den Platzraum hineinreichenden Verkehrsbauten auch ohne Verkehrsmittel beim Besucher eine Aufbruchstimmung. Die ramponierte Sozietät einer jahrzehntelang bevormundeten Gesellschaft tritt hier offen zutage, die architektonische Entgleisung ist ein Restposten sozialistischer Planung.

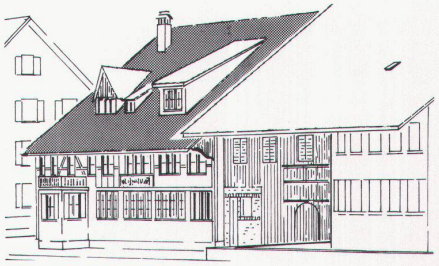
Gibt es einen neuen Geist von Potsdam, oder vollzieht sich mit der Rekonstruktion kriegszerstörter Symbole (Diskussion um den Wiederaufbau des Stadtschlosses und der Garnisonkirche) eine neue konservative Allianz? Der Spuk von Potsdam, getragen von der Gesinnung einiger einflussreicher Konservativer, mag nach dem Zusammenbruch der DDR Aufwind bekommen haben, doch besorgniserregender scheint die Lethargie, das zähe Abschiednehmen von alten Verhaltensnormen des DDR-Staates, die eine Auseinandersetzung mit den national belasteten Symbolen erschwert. «Man muss endlich mal vom Exerzierreglement loskommen und sich der Schönheit dieses Ortes rein und frei hingeben.» Es fällt schwer, den Worten des Potsdamer Schriftstellers Georg Hermann zu glauben, denn die sowjetischen Garnisonen liegen immer noch in unmittelbarer Nähe von Sanssouci. Der Geist von Potsdam – ein janusgesichtiger Traum?

Gerhard Ullmann

Verdichten mit Dachausbauten

In den 70er Jahren hatte die Regierung einer grösseren Region ein neues Baugesetz erlassen. Dieses war zugunsten der Altbausubstanz ziemlich restriktiv bezüglich Dachnutzungen und Dachausbauten – einflussreiche Experten der Denkmalpflege hatten das der Regierung als beste Massnahme für den Ortsbildschutz nahegelegt. Die entsprechenden Nutzungs- und Baueinschränkungen gefielen dem Hauseigentümerverband ganz und gar nicht. Doch alles Kritisieren und Jurisprudieren nützte wenig, bis dieser Verband Ende der 80er Jahre soziale Argumente fand: Weil die Wohnungsnot und der Landverschleiss in betrüblichem Masse ansteigen, müssten bestehende Häuser und Grundstücke besser ausgenutzt werden können. Das leuchtete der Regierung ein. Sie liess eine Baugesetzrevision ausarbeiten mit entsprechenden Abänderungen: Ab Inkrafttreten des revidierten Baugesetzes galten nun neu genutzte Dächer als ungenutzt. Bei einer Wohnzone für zwei nutzbare Geschosse, die zum Schutze alter Bauernhäuser über einen Dorfbereich gelegt worden war, hiess das von nun an, dass das Dach ausgebaut werden konnte, ohne dass das neue dritte Vollgeschoss gegen die Nutzungsvorschriften verstiess. Solche Nutzungen waren allerdings schon zuvor in den Dorfzonen möglich, obwohl auch die Dorfzone zum Schutz der bestehenden Bausubstanz gedacht war.

Von der bevorstehenden Revision wusste der Eigentümer eines Bauernhauses. Bereits als er dieses Haus übernommen hatte, besass es in der Dachmitte eine kleine Schleppgaube und im Erdgeschoss einen «Erker»-Anbau aus den 40er Jahren. Da der grosse, leere Dachraum hinter der Raumschicht der Giebelfassade ohne weitere Fenster nur für Lagerzwecke und Kinderspiele nutzbar war, hatte er dort bereits selbst eine grosse Schlepplukarne einbauen lassen, ohne die entsprechende Bewilligung für Fassaden- und Nutzungsänderungen einzuholen. Der böse Nachbar meldete das der Gemeinde, und es kam zu einer unliebsamen Auseinandersetzung. Der Bauverwalter wollte allerdings nicht eine Rückgängigmachung des Ausbaus verlangen, «so weit kann man nicht gehen», sagte er, der mit dem Eigentümer per Du stand. Hingegen verlangte er, dass der neu gewonnene Raum wegen Verstosses gegen die Nutzungsvorschriften nur als Bastelraum benutzt werde. Den von einem Architekten im Massstab 1:50 gezeichneten Dachgrundriss für eine grosszügige Dachwohnung kannte niemand. Schon vor Inkrafttreten des revidierten Gesetzes sah der Hausbesitzer seine Pläne in Erfüllung gehen: Er bestellte eine fixfertige Giebeldachlukarne mit postmoderner Giebelverglasung von einer Fensterbaufirma, die ebenfalls die Chancen der abgeänderten Bestimmungen witterte. Diese passte dann allerdings nicht ganz zwischen die Sparren und Binder, so dass die zuvor nie richtig angeschaute Dachkonstruktion zersägt werden musste. Dass einmal mehr ein ehrwürdiges, dreihundertjähriges Fachwerkhaus in seiner Tragstruktur teilweise zerstört und in seinem Aussehen arg beeinträchtigt wurde, hatte niemanden zu stören: In der Interessenabwägung zwischen Heimatschutz und sozialer Gesinnung hat die Menschlichkeit Vorrang – und ist immer mehr Wohnraum pro vermögende Person nicht das beste Mittel gegen die Wohnungsnot?

H.P. Bärtschi

Hans Peter Bärtschi studierte an der ETH Zürich Architektur (Diplom 1975) und verfasste eine Dissertation über die Geschichte des Zürcher Industriequartiers. Er ist Autor zahlreicher industriearchäologischer Studien und vertritt seit Jahren den denkmalpflegerischen Standpunkt bei Baubewilligungsverfahren. Diese Gutachterpraxis liefert den Stoff der Kolumne, die typische Fälle behandelt und in regelmässiger Folge erscheinen wird.